Ein junges Reis vom alten Stamm

Autor(en): **Kishon, Ephraim / Gloor, Christoph**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **101 (1975)**

Heft 33

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-621701

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

EPHRAIM KISHON
EIN JUNGES REIS VOM ALTEN STAMM

Jede Premiere ist mit Lampenfieber und Aufregungen aller Art verbunden, aber die erste Vorstellung eines Neugeborenen vor der Verwandtschaft, sozusagen seine Uraufführung, bedeutet einen einsamen Gipfel.

Da die beste Ehefrau von allen darauf bestanden hatte, unsern Sohn Rafi mitten in der Nacht zur Welt zu bringen, konnte ich die elterliche Inspektion erst am folgenden Tag vornehmen. Der Arzt ersuchte mich, unbedingt allein zu kommen – ein sehr vernünftiger Wunsch, dem ich willig Folge leistete. Ich nahm lediglich meine Mutter mit, einfach deshalb, weil sie meine Mutter ist; ausserdem, schon um Familien-Zwistigkeiten zu vermeiden, Rafis Grosseltern mütterlicherseits. Natürlich musste man unter den gegebenen Umständen auch Tante Ilka und Onkel Jakob berücksichtigen, aber sonst nur noch die Zieglers, die für den neuen Erdenbürger ein süsses kleines Geschenk vorbereitet hatten, bestehend aus gestrickten Miniaturschuhen in Weiss, einer ebensolchen Kopfbedekkung und einem Paar bezaubernder himmelblauer Höschen.

Uebrigens stellten sich auch Tante Ilka und Onkel Jakob mit dem gleichen Geschenk ein, ebenso meine Mutter und eine Anzahl von Freunden und Bekannten. Und der Milchmann. Schade, dass unser Kind mit der Zeit wachsen wird. Es wäre sonst bis ans Lebensende mit Kleidung versorgt gewesen. (Eines ist sicher: wer mich in Hinkunft zu einer Beschneidungsfeier einlädt, bekommt von mir ein süsses kleines Geschenk.)

Nun verhielt es sich keineswegs so, als hätte ich über dem Neugeborenen etwa seine Mutter vergessen, o nein. Nur zu gut entsann ich mich des feierlichen Versprechens, das ich ihr während der schweren Stunden vor der Geburt gegeben hatte und in dem immer wieder die Worte «Brillantschmuck» und «Nerz» vorgekommen waren. Nach der glücklich vollzogenen Ankunft unseres Rafi begann ich die Lage allerdings etwas ruhiger zu betrachten und fand es lächerlich, jetzt, da der Sommer nahte, einen Pelzmantel zu kaufen. Ich begnügte mich damit, auf dem Weg zur Klinik einen Juwelier aufzusuchen. Mein Blick fiel auf ein diamantenbesetztes goldenes Armband und dann auf den Preis. Damit war die Sache erledigt. So etwas kann meine Frau nicht von mir verlangen. Wofür hält sie mich eigentlich? Für einen zweiten Onassis? Nur weil sie ein Baby zur Welt gebracht hat? Das haben schon andere Frauen vor ihr getan.

Ich erstand also einen wunderschönen, mit Goldfäden zusammengebundenen Strauss roter Nelken und eine Banane für Rafi. Auch hatte ich meinen besten dunklen Anzug angelegt, solcherart den Respekt bekundend, den ich der Leistung meiner Ehefrau entgegenbrachte. Sie sollte sehen, dass ich ihr die Höllenqualen, die ich in der vorangegangenen Nacht durchlitten hatte, nicht übel nahm. Ich würde ihr gar nichts davon sagen. Meinetwegen brauchte sie sich keine Gewissensbisse zu machen.

Unterwegs schärfte uns meine Mutter ein, dem Baby gegenüber eine Distanz von mindestens anderthalb Metern zu wahren, damit es nicht mit den Viren, Mikroben und Bazillen in Kontakt käme, die wir mitbrächten. Der Ratschlag fand keine übermässig günstige Aufnahme. Tante Ilka zum Beispiel hielt es für wichtiger, dass dem Baby – besonders von Seiten der Grosseltern – jene dümmliche Konversation erspart bliebe, die sich in Redewendungen wie «kutschili-mutschili» zu ergehen liebte; dies wäre, nach Tante Ilkas Dafürhalten, der erste Schritt zu einer völlig verfehlten Erziehung.

In einigermassen gereizter Stimmung erreichten wir die Klinik. Der Portier, der offenbar eine anstrengende Entbindungsnacht hinter sich hatte, gab sich gerade einem kleinen Nickerchen hin, so dass wir mühelos an ihm vorbeikamen. Eine Krankenschwester wies uns den Weg zu Rafis Mutter.

Mit angehaltenem Atem klopften wir an die Türe, traten ein – und standen in einem leeren Zimmer.

Onkel Jakob, der sich auf zwei Semester Pharmakologie berufen kann, klärte uns auf: wahrscheinlich fände soeben die sogenannte Nachgeburtsuntersuchung statt.

In diesem Augenblick ertönte vom Korridor her der triumphierende Aufschrei Tante Ilkas:

«Hier! Hier!»

Wir stürzten hinaus – und da – auf einer Art Buffetwagen – nach unten ein wenig ausgebuchtet – weiss in weiss –

«Lieber Gott, das Kleine», flüsterte Grossmama mütterlicherseits. «Wie süss es ist. Wie süss . . .»

Auch meine Mutter brachte nur mühsam ein paar Worte hervor:

«O du mein Herzblättchen . . . o du mein geliebtes Herzblättchen . . .»

«Ich kann leider gar nichts sehen», stellte ich fest.

«Natürlich nicht», belehrte mich Tante Ilka. «Das Kleine ist ja völlig eingepackt.»

Behutsam zog sie das weisse Laken ein wenig zurück und fiel in Ohnmacht.

Da lag Rafi.

Ich sage nicht zuviel: ein Barockengel. Ein goldener Heiligenschein schwebte um sein zartes Köpfchen.

Grossmama brach in Tränen aus:

«Der ganze Oskar. Meinem seligen Bruder Oskar wie aus dem Gesicht geschnitten. Der Mund . . . und die Nase . . .»

«Und was ist mit den Ohren?» erkundigte sich Grosspapa. «Die hat er von mir!»

«Unsinn», widersprach Onkel Jakob. «Wem ein Kind ähnlich sieht, erkennt man am Kinn. Und das Kinn hat er von Viktor. Genau so schiebt Viktor sein Kinn nach vorne, wenn er beim Bridge ein schlechtes Blatt bekommt.»

«Wenn ihr *mich* fragt», mischte sich Frau Ziegler ein, «ist er ein genaues Ebenbild seiner Mutter. Ich sehe sie vor mir. Besonders die Augen. Er macht sie genau so auf und zu. Ganz genau so. Auf-zu, auf-zu . . .»

Ich meinerseits war ein wenig verwirrt. Beim Anblick des Kleinen hatte ich mein Herz laut schlagen gehört, und dazu eine innere Stimme, die mir zuraunte: «Das ist kein Spass, alter Knabe, das ist dein Sohn, dein Sprössling, dein Stammhalter.» Ich liebte Rafi von der ersten Sekunde an, ich liebte ihn leidenschaftlich. Und trotzdem – ich weiss nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll –: er sah eigentlich mehr einem alten Börsenmakler ähnlich als irgendjemandem sonst: glatzköpfig, zahnlos, mit tiefen Ringen unter den Augen und mit geröteter Haut . . . Gewiss, er war ein herziger kleiner Makler, das liess sich nicht leugnen. Aber die Enttäuschung, dass er bei meinem Anblick nicht sofort «Pappi, Pappi!» gerufen hatte, nagte an mir.

Jetzt öffnete er den Mund und gähnte sich eins.

«Habt ihr seinen Gaumen gesehen?» stiess Tante Ilka hervor. «Onkel Emil, wie er leibt und lebt!»

Wahrlich, die Natur wirkt Wunder. Oder ist es nicht wunderbar, dass ein so winziges Wesen alle physischen und geistigen Eigenheiten seiner Vorfahren in sich vereinigt? Tief bewegt umstanden wir unseren Nachkommen.

«Entschuldigen Sie», sagte eine eben herangekommene Schwester und schickte sich an, den Buffetwagen wegzuschieben.

«Wo ist Frau Kishon?» fragte ich.

«Was für eine Frau Kishon?»

«Die Mutter. Ist das nicht der Sohn von Frau Kishon?»

«Das Baby hier? Das gehört Frau Sharabi. Ausserdem ist es ein Mädchen . . .»

Und sie schob den hässlichen kleinen Wechselbalg mit sich fort.

Es ist höchste Zeit, dass etwas gegen die anarchischen Zustände in unseren Spitälern unternommen wird.

Deutsch von Friedrich Torberg

Copyright by Ferenczy-Verlag AG Zürich